Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift

Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

Band: 34 (1978)

Heft: 2

Artikel: "Die schweizerische Mundart im Verhältnis zur hochdeutschen Schriftsprache"

Autor: Teucher, Eugen

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421243

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

34. Jahrgang 1978
Heft 2 (April)
Herausgegeben
vom
Deutschschweizerischen
Sprachverein

Sprach spiegel

„Die schweizerische Mundart im Verhältnis zur hochdeutschen Schriftsprache"

Die obige Überschrift ist der Titel eines Buches, das in Frauenfeld im Verlag von Christian Beyel im Jahre 1838, also vor hundertvierzig Jahren, erschien. Der Verfasser war Hans Caspar Mörikofer von Frauenfeld, der dann auch Ehrenbürger von Zürich wurde, ein bedeutender Theologe und Historiker, dessen Arbeiten die über den Thurgauer Landammann Anderwert, über Zwingli und über Breitinger, den Mitstreiter Bodmers in der Auseinandersetzung mit Gottsched, sowie die kleine Schrift sind, um die es hier geht, „Die schweizerische Mundart im Verhältnis zur hochdeutschen Schriftsprache". Was uns an dieser fast anderthalb Jahrhunderte alten Arbeit überrascht, ist die Erkenntnis, daß die Probleme damals fast die gleichen waren, wie sie heute noch sind. Dies trifft sogar noch auf Mörikofers Bemerkung zu, es gebe „eine Menge Schweizer, welche, wenn sie ihre Volkssprache nicht zur Anwendung bringen konnten, lieber und leichter zur französischen Sprache als zur hochdeutschen griffen". Mörikofer anerkennt, daß die Schweizer, wenn sie unter sich sind, sich ruhig in ihrer Mundart unterhalten sollen, daß aber, sobald Personen aus Deutschland dabei sind, nur die Schriftsprache in Frage komme. Ich bin überzeugt, daß er im Umgang mit seinem Freunde, dem Freiherrn von Laßberg, der auf dem Schloß Eppishausen bei Amriswil im Kanton Thurgau wohnte und nach dem eine Handschrift des Nibelungenliedes benannt ist, und zwar neben der Ambraser und der Sanktgaller die wichtigste, mit keinem Wort seinen Frauenfelder Dialekt benutzte, obwohl Laßberg eine große Achtung für den Thurgauer Dialekt hatte, den alle die Oberthurgauer Bauern um ihn herum sprachen. Ja Laßberg sagt sogar in seiner Zuschrift an Meister Leonhard, die er etwas deutschtümelnd abfaßte, wie es damals

Mode war, „... daß oft ein Thurgauer Bauer das Nibelungenlied bald so gut verstünd als ein Breslauer oder Berliner Meister".
Mörikofer schreibt: „Wir hören in der Schweiz die Mundart nicht nur im Privatumgang, sondern auch in öffentlichen Versammlungen, im Rate und vor Gericht, und wenn wir uns unsere Volkssprache mit dem Volke, im Hause und unter Freunden gerne zugestehen, so bezeichnen wir dagegen den Gebrauch der Volkssprache im öffentlichen Leben als einen Übelstand und bisweilen als eine Abgeschmacktheit. Wir haben also die Grenzen auszumitteln, welche der Mundart zu stecken sein möchten."
Weiter verfolgt er diesen Gedanken mit folgenden Worten: „Der Schweizer dagegen mag sich nur selten die Mühe geben, eine Aussprache des Hochdeutschen zu gewinnen, woran man nicht sogleich bei der ersten Mundöffnung seine Herkunft erkenne. Das aber ist keineswegs zu loben, sondern gibt den Schein des Mangels an Bildung, entweder indem man die Härten und Unebenheiten seiner Aussprache nicht fühlt oder nicht das Vermögen hat, sich derselben zu entledigen."
Wir geraten hier auf das so heikle Gebiet der Bewertung der Mundart. Früher hieß es: Mundart gleich häßliche Sprache; Hochsprache gleich edle und gebildete Sprache. Heute, in einer Zeit der Überbewertung des Dialekts, gilt gerade das Gegenteil. Jetzt wird sogar noch das dialektisch gefärbte Hochdeutsch gefordert. Vernehmen wir, was der Einsender E. B., Oberwil BL, in einem Leserbrief in der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 25. März schreibt. Er wendet sich gegen die korrekte hochdeutsche Aussprache und bezeichnet die dialektisch gefärbte Aussprache als wahre Bildung und Kultur und schreibt: „Bei so vielen Ansagerinnen und Ansagern an Radio und Television! Zwanzisch, Vierzisch, Siebzisch — zwölf Ueer — weerden Herr Mülleer — so tönt es einem um die Ohren. Man könnte meinen, man befinde sich im Deutschen Reich. Wobei zu sagen ist, daß sich Bayern und Österreich hüten, ihre süddeutsche Aussprache des Schriftdeutschen gegen die norddeutsche Aussprache auszutauschen. Ausgerechnet bei uns in der Schweiz aber meinen die ‚gebildeten' Ansagerinnen und Ansager, unsere Eigenständigkeit in der Aussprache des Schriftdeutschen verleugnen zu müssen. Meinetwegen im Theater, auf der Bühne läßt man sich diese ‚Bühnenaussprache' noch gefallen. Aber unsere Ansagerinnen und Ansager stehen ja beileibe nicht auf einer Bühne und wollen doch hoffentlich keine Schauspielerinnen und Schauspieler sein, sondern einfache Menschen, welche ganz einfache Dinge mitzuteilen haben..."
Was dieser Sprachbanause zusammenschwatzt, wäre kaum der Mühe wert, gelesen zu werden, wenn es eben nicht doch bezeich-

nend ist, wie heute geurteilt wird. Die bezeichnende schweizerische Selbstgerechtigkeit kommt da zum Ausdruck. Wem sollen wir recht geben, diesem Zeitgenossen, der mit ‚Television' und ‚Deutschem Reich' zeigt, wo er steht, oder Mörikofer?

Eugen Teucher

Zur sprachlichen Zukunft Europas

Wenn Helmut Schmidt und Giscard d'Estaing zusammenkommen, brauchen sie keinen Dolmetscher. Sie sprechen miteinander, wenn man der „Zeit" vom 1. 8. 75 glauben darf, englisch. Wird Englisch die Hauptsprache des vereinigten Europas sein? Das würde heißen, daß in allen Schulen Europas Englisch die bevorzugte Fremdsprache wäre. Engländer und Amerikaner könnten sich weiterhin die Mühe, eine Zweit- und Drittsprache zu lernen, schenken.

So einfach liegen die Dinge indessen nicht. Eine Einschränkung der Souveränitätsrechte ist für alle Völker zumutbar, ein Verzicht auf sprachliches Selbstsein für keines. Die Verständigung der Völker ist nicht über eine gemeinsame Sprache zu suchen; sie setzt vielmehr voraus, daß mindestens zwischen benachbarten Völkern ein partnerschaftlicher Sprachverkehr Gestalt annimmt. Zur sprachlichen Selbstpreisgabe darf niemand genötigt werden; denn Europa heißt Vielfalt.

Man wird daher, wie es in der Schweiz üblich ist, in Politik, Verwaltung, Wirtschaft und Bildungswesen eine gewisse Mehrsprachigkeit fordern und pflegen müssen. Diese hat auch „kleineren" Sprachgruppen gerecht zu werden, der niederländisch-flämischen wie der skandinavischen, den Griechen wie den Polen. Und sollen die Spanier nicht erwarten dürfen, daß dem Weltrang ihrer Sprache Rechnung getragen wird? Muß das Deutsche, das (ohne Luxemburg zu zählen) in vier Staaten Amtssprache und in weiteren Staaten Minderheitensprache ist, auf den Rang einer übernationalen Verständigungssprache verzichten?

Daß ganze Völker in allen ihren Schichten zweisprachig werden, ist nicht zu erwarten. Es ist wohl auch, weil viele Menschen dadurch überfordert würden, gar nicht erwünscht. Immerhin kann eine durchgehende Zweisprachigkeit da und dort unumgänglich werden; man denke an die Rätoromanen in Graubünden, in Südtirol und in Friaul. Sprachlicher Einbahnverkehr wird sich nicht bewähren, weil er das Selbstbewußtsein der benachteiligten Völker verletzt und die Verstehensfähigkeit der bevorzugten ein-